

Zeitschrift: Scharotl / Radgenossenschaft der Landstrasse
Herausgeber: Radgenossenschaft der Landstrasse ; Verein Scharotl
Band: 14 (1989)
Heft: 2

Rubrik: Fahrende im Lande der Bürokraten

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fahrende im Lande der Bürokraten

Das Sekretariat der Radgenossenschaft der Landstrasse

Die Radgenossenschaft der Landstrasse, die Interessenvertretung der Fahrenden in der Schweiz, hat seit zwei Jahren ein eigenes Sekretariat. Nicht im Wohnwagen und nicht irgendwo an einem Waldrand oder in einer Kiesgrube – in einer Mietskaserne mitten in der Stadt: ein Ausdruck für die Anpassung der Fahrenden an die bürokratischen Bedürfnisse der Sesshaften. Das Sekretariat stellt eine Art Drehscheibe dar, die Transmission von fahrender zu sesshafter Lebensweise.

Von Sibylle Elam

Die Freilagerstrasse in Zürich-Albisrieden, Nahtstelle im Quartier zwischen Industrie, Gewerbe und Wohnen. Rechts ein Einfamilienhaus mit Rabatten und Gartenzwergen, gleich gegenüber, neben einer Grossgarage, ein grauer Wohnblock. Hier, in der Nummer 5, ist das Sekretariat der Radgenossenschaft untergebracht. Einen Raum der 3-Zimmerwohnung belegt die Redaktion des «Scharotl», der Zeitung der Fahrenden. Das Sekretariat ist während zweieinhalb Tagen in der Woche besetzt. Die Sekretärin ist selbst keine Fahrende.

Das Telefon läutet: Ein Redaktor der «Schweizer Woche» sucht für seine Rezeptseite ein «typisch jenisches Gericht». Die Sekretärin, Claudia Ferrara, erklärt ihm, nach Rücksprache mit «Scharotl»-Redaktor Roger Gottier, dass die Jenischen ebenso ässen wie andere Schweizer auch. Der Journalist insistiert: Ob denn nicht wenigstens «Zigeunerspiessli» typisch seien?

Die 1973 gegründete Radgenossenschaft hat sich zum Ziel gesetzt, die Interessen der Fahrenden gegenüber dem Staat wahrzunehmen, hinsichtlich der Niederlassungs- und Gewerbebefreiheit, in Fragen der Schulpflicht, der Stand- und Durchgangsplätze und bei der Vernehmlassung von Gesetzen, welche die Fahrenden speziell betreffen. Kurz: dafür zu kämpfen, dass die fahrende Kultur unter annehmbaren Bedingungen möglich bleibt. Im Sekretariat werden diese verschiedenen Aufgaben der Radgenossenschaft angegangen und koordiniert. Kompliziert wird

alles dadurch, dass praktisch sämtliche Auflagen, die die Jenischen betreffen, von Kanton zu Kanton verschieden sind.

Eine der wichtigsten Tätigkeiten des Sekretariats ist die Öffentlichkeitsarbeit: den Vorurteilen über die Fahrenden, die ZigeunerInnen, die FeckerInnen, die Jenischen entgegenwirken. LehrerInnen rufen an, die mit der Klasse eine «Zigeunerwoche» planen, SchülerInnen, die einen Vortrag halten müssen, StudentInnen, die an einer Seminararbeit sind. Fast täglich melden sich Leute, die z.B. einen Tag mit einer fahrenden Familie verbringen möchten, die etwas über eines der traditionellen jenischen Handwerke – Schleifer, Korber, Strickmacher – wissen wollen, etc. etc. Um diesem offensichtlichen Bedürfnis nach Information entgegenzukommen, bereitet die Radgenossenschaft jetzt eine Wanderausstellung vor, die in erster Linie für die Schulen bestimmt ist und in Zusammenarbeit mit der Kantonalen Erziehungsdirektion von Zürich entsteht. Die Ausführung von Stellwänden, auf denen in Fotografien und kurzen Texten Geschichte, Kultur und die heutige Lebensweise der Jenischen dargestellt wird, hat die Radgenossenschaft in die Hände von Profis, einer Werbeagentur, gelegt. Geplant ist auch ein Wohnwagen, der die Ausstellung begleitet, damit sich die SchülerInnen ein konkretes Bild von modernem «Zigeunerleben» machen können.

In den vielen Ordner, die, nach Kantonen eingeteilt, die Gestelle entlang den Wänden des Sekretariats füllen, finden sich unzählige Dokumente, die belegen, wie hartnäckig sich rassistische Vorurteile gegenüber den Fahrenden behaupten, wie vehement ihre Lebensweise von vie-

len Sesshaften abgelehnt wird. Zum Beispiel dieser Leumundsbericht einer Kantonspolizei aus dem Jahr 1984: «Von 1977 bis 1983 war der Heimatschein von X auf seiner Heimatgemeinde Y deponiert. Wo sich der Genannte in jener Zeit überall umhertrieb, kann nicht mehr eruirt werden. In den Jahren 1978–1983 blieben der Polizei Z Aufträge in Sachen X erspart. Er hielt sich während dieser Zeit nicht mehr in unserer Gegend auf. Dies änderte sich jedoch anfangs dieses Jahres schlagartig, als X wieder im Bezirk W heimisch wurde. (...) Bis heute hat X noch nie auch nur annähernd bewiesen, ein anständiges und ehrliches Leben führen zu wollen. (...) Bei X handelt es sich um einen «Zigeunertyp», welcher auch ein solches Leben führt und sich um unsere Gesetze einen Pfifferling kümmert. Seine Geschäfte als Händler sind äusserst undurchsichtig. Bis heute konnten von der Polizei Y, wie auch vom Schreibenden, bei X keine guten Eigenschaften gefunden werden. Sein bisheriges Leben hinterlässt bis heute eine vernichtend trostlose Spur.»

Trotz Ansätzen von Aufklärung in den letzten Jahren bleiben die vorgefassten Meinungen über die Jenischen hartnäckig bestehen. Manchmal in harmloser Form, wie z.B. in der an sich wohlwollenden und auch recht informativen Broschüre «Berner Jugend – Berner Schule» 3/85 zum Thema Fahrende. Da meint eine Lehrerin: «Nach den Frühlingsferien beginnt die Wanderschaft. Die Kinder nehmen die Schulbücher und gute Ratschläge mit. Im Herbst, mit den Schwalben, melden sie sich wieder in der Berner Schule.» Schräge Zugvögel eben (die sich erst noch im Herbst an- statt abmelden).

Im Sekretariat werden auch Zeitungsausschnitte über die Jenischen gesammelt. Darunter finden sich zahlreiche Artikel, die die bösartigen Vorurteile, den alltäglichen Rassismus beiläufig aufnehmen oder ihn selbst zum Thema haben. Zum Beispiel jene Ratsberichterstattung im «Tages-Anzeiger» vor einigen Monaten, wo der Zürcher SVP-Kantonsrat Hans Frei aus Watt mit der Frage zitiert wurde: «Woher haben die Fahrenden eigentlich so viel Geld?» Frei stellte öffentlich und unwidersprochen fest, die Jenischen kämen mit teuren Autos und grossen Wohnwagen angefahren, die Män-



Fahrender Schleifer in den 20er Jahren. Historisches Foto

ner seien gut angezogen, die Frauen trügen Schmuck, dies könne wohl nicht mit rechten Dingen zugehen. In einem Bericht über die Eröffnung einer Ausstellung im «Zigeunerkulturnzentrum» fragt tatsächlich ein Besucher, ob Fahrende denn immer noch kleine Kinder ässen. Und die «Ustermer Nachrichten», um ein letztes Beispiel aus der grossen Sammlung zu greifen, stellen im Zusammenhang mit einem provisorischen Durchgangsplatz in ihrer Gemeinde fest, die Gefühle gegenüber den Jenischen reichten eben immer noch von «Lagerfeuerromanik» bis «Holt-die-Wäsche-rein».

Was für ein Bild sich Sesshafe von Fahrenden machen, zeigt sich auch in Schwyz, wo alle vier, fünf Jahre zur Fasnachtszeit die Bürgerinnen als Sujet «Fecker» grölend durch die Strassen ziehen. Zerlumpt, verlöttert die Männer, als bürgerliches Zerrbild von Prostituierten die Frauen, und alle mit geschwärzten Zähnen, ein alter Brauch, «dessen Geburtsjahr in die Zeit der Massenvernichtung in Deutschland fällt, als Zigeuner und Zigeunermischlinge (Jenische) mit dem schwarzen Win-

kel für Asoziale versehen in den Gaskammern der Nazis hergen landeten.» (Mariella Mehr in der WoZ 7/88) Ein Brauch aus der Zeit, als die Aktion «Kinder der Landstrasse» in vollem Gang war. Das letzthäufige «Fecker-Treffen» war den Schwyzen einen farbigen Bildband wert. Im Einführungstext dazu erklärt der Schwyzer Hans seiner Basler Freundin Heidi, die den Sinn des Treffens kritisch hinterfragt, die Schwyzer schlüpften mit dem Brauch «in ihre eigene Gegenrolle. Sie werden als Fecker Aussenseiter, deren Lebensart sie als nachahmenswert empfinden. Entfliehen so dem normierten Alltag.» So nachahmenswert, dass die Schwyzer Regierung sich bis heute weigert, den Jenischen einen festen Standplatz zur Verfügung zu stellen. Lediglich in der Gemeinde Gersau haben sie ein «Gastrecht» auf Zusehen einmal im Jahr während einer Woche zur Zeit der von den Jenischen organisierten «Fecker-Chilbi».

Die 'Sekretärin' erledigt die Post. Eine Frau schickt ein Foto, auf dem sie mit einem Wäschekorb abgebil-

det ist. In diesem Korb sei sie 1943 ihren Pflegeeltern übergeben worden. Sie möchte das Bild im «Scharotl» veröffentlichen. Vielleicht kann ihr jemand einen Hinweis auf ihre leibliche Familie geben? Claudia Ferrara empfiehlt ihr, sich an die Stiftung «Naschet Jenische» zu wenden, die versucht, Familien, Opfer von «Kinder der Landstrasse», wieder zusammenzuführen. Roger Gotter meint, sie könnte ihre Lebensgeschichte fürs «Scharotl» schreiben.

Besonders schwierig sind für die Jenischen die Vergleiche mit den ausländischen ZigeunerInnen. Die, so sagen die Sesshaften, im Freien scheissen. Die den Abfall nicht wie die Schweizer Jenischen fein säuberlich einsammeln. Die den Rastplatz nicht geordnet hinterlassen. Im Jahresprogramm '1988 der Radgenossenschaft steht unter Punkt 8: «Ausländische Zigeuner: Die Negativ-Propaganda im Zusammenhang mit den ausländischen Zigeunern hat uns auch dieses Jahr geschadet.» Die Jenischen geben sich jede nur erdenklche Mühe, in diesem Land nicht unangenehm aufzufallen, passen sich fast bis zur Selbstverleugnung an, damit man sie nur einfach sein, einfach leben lässt. Schwierig wird es für die Jenischen besonders im Sommer, wenn Informationsflut herrscht. Dann pflegen regelmässig Meldungen von stehlenden ZigeunerInnen, von diebischen Kinderbanden, die aus dem Ausland kommen, in der sommerlich-öden Presselandschaft Einzug zu halten. Im letzten August protestierte die Radgenossenschaft bei der Ringier-Geschäftsleitung nach einer «Blick»-Meldung, gemäss der die Polizei «eine rund 20jährige Frau suche, die wie eine Zigeunerin aussieht und lange schwarze Haare trägt. Ein genaueres Signalement konnte nicht erstellt werden, denn die Frau geht bei ihren Einbruchstouren sehr schnell und geschickt vor.» Der Rechtsvertreter der Jenischen hielt fest, durch den Bericht würden die Jenischen in ihrer Persönlichkeit verletzt. «Der geneigte Leser wird geradezu aufgefordert, im Umkreis der Fahrenden nach einer entsprechenden Frau zu fahnden.»

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die kurze Korrespondenz, die die Radgenossenschaft mit dem St. Galler Justiz- und Polizeidepartement führte. Die Radgenossenschaft hatte angefragt, weshalb beim Erkennungsdienst der Kantonspolizei das Stichwort «Zigeuner» vorkomme. Das separate Stichwort im Register sei, schrieb der Polizeidirektor, SP-Regierungsrat Hans Rohrer, zurück, vor sieben Jahren angelegt worden. Die Kriminalpolizei habe damals zunehmend festgestellt, dass vom Ausland hergereiste Personen serienmässig Einbrüche beginnen und alte Menschen mit Trick-

diebstählen hereinlegten. Eindeutig sei bewiesen, dass solche Delikte von ausländischen Zigeunergruppen begangen würden. Deshalb habe die Polizei «zur Erleichterung der Fahndung und Identitätsfeststellung zum Mittel der Separaturregistratur gegriffen.» Dem antwortete Robert Huber im Namen der Radgenossenschaft, er fühle sich «etwas seltsam berührt». Schliesslich würden auch keine Registrierungen mit der Beschriftung «Katholiken», «Kaufm. Angestellter» oder «Hausbesitzer» erstellt.

Ein Fahrender ruft an und erkundigt sich wegen einer Rechtsvertretung. Er hat mit seiner Familie einen Standplatz provisorisch bezogen. Nachdem ihm Zusicherungen gemacht worden sind, er könne dort über Winter bleiben, hat er einen Kanalisationsanschluss bauen lassen, jetzt muss er den Platz räumen.

Der Mangel an Wohn- und Lebensraum sei wohl das fundamentalste Problem der Jenischen – heisst es im Jahresprogramm 1989 der Radgenossenschaft. Fahren heisst für die Jenischen auch, dass es genügend Orte geben muss, wo sie zeitweilig stehenbleiben können. Das Problem ist im Prinzip längst erkannt. Im Rahmen erster Wiedergutmachungsbestrebungen des Bundes gegenüber den Jenischen wurde den Kantonen empfohlen, den Fahrenden bei ihrer Suche nach Lebensraum entgegenzukommen. Im letzten Herbst erschien das Buch «Fahrende unter Sesshaften»*, in dem u.a. auch die Ergebnisse einer Umfrage bei sämtlichen 3058 Gemeinden hinsichtlich der Aufenthaltsmöglichkeiten für Fahrende verarbeitet sind. Nur gerade 78 Gemeinden gaben an, dass es auf ihrem Gebiet Raum für die Jenischen gibt. An den Fahrenden zeigt sich, was für alle Randständigen in der Schweiz gilt: Für sie hat es einfach keinen Platz.

Die Korrespondenzen für Stand- und Durchgangsplätze füllen Ordner um Ordner. Die Radgenossenschaft hat mit einem Rundschreiben sämtliche Gemeinden angeschrieben. Gab es überhaupt eine Reaktion, waren es meist Absagen. So antwortete die St. Galler Gemeinde Sennwald auf die Anfrage für einen bestimmten Platz, der manchmal auch von Rockers als Treffpunkt benutzt wird: «Auf dem nämlichen Grundstück sehen wir nach dem derzeitigen Stand der Dinge keine Möglichkeit, fahrendes Volk – auch nur vorübergehend – anreisen zu lassen. Die relativ bescheidene Präsenzzeit der genannten 'Rockers' gibt uns schon so viele Probleme auf, dass der



FAHRENDER KÖRBER HEUTE AN EINER KILBI Photo R. Gottier

Gemeinderat über weitere Aktivitäten kaum mehr diskutieren will. In der Nähe befindet sich nämlich eine immer dichter überbaute Einfamilienhaus-Siedlung, deren Bewohner beim Gemeinderat ständig wegen unangenehmen Einflüssen intervenieren.»

Claudia Ferrara versucht, den Chef des communes des Kantons Jura zu erreichen. Mündlich wurden der Radgenossenschaft Standplätze versprochen. Was aussteht, ist die schriftliche Bestätigung.

Mit dem Kanton St. Gallen korrespondierte die Radgenossenschaft während eines ganzen Jahres. Die Anfragen für einen Stand- und/oder Durchgangsplatz gingen durchs kantonale Planungsamt, an Regierungsrat Rohrer und den Stadtammann, die alle ihr aufrichtiges Bedauern ausdrückten, aber dennoch nicht behilflich sein konnten, irgendwo im Kanton auch nur einen Ort für die Fahrenden zu finden. Bisheriger Höhepunkt der Anstrengungen war dann im vergangenen Herbst ein Vorstoss aus der SP-Fraktion im Grossen Rat, der bisher auch

noch nichts brachte.

Nicht aussergewöhnlich ist auch die letztjährige Auseinandersetzung mit der Gemeinde Flawil, wo sich ein Privater bereit erklärt hatte, ein Stück Land den Fahrenden zur Verfügung zu stellen. Umgehend antwortete die Gemeinde, ein Standplatz könne nicht bewilligt werden, da er in der Landwirtschaftszone liegen würde. Nach einer mündlichen Aussprache zwischen Radgenossenschaft, Gemeindeammann und Gemeinderatsschreiber reichte die Radgenossenschaft dennoch ein Baugesuch ein, welches sofort mit einer Einsprache, mitunterzeichnet von 19 näheren und ferner Anrainern des umstrittenen Fleckchens, quittiert wurde. Der Weiler Grobentschwil, um den es geht, unterstehe der Denkmalpflege und würde «durch die Wohnwagensiedlung denkbar schwer entstellt». Ausserdem sei «die vorgesehene Nutzung nur schwer überprüfbar und kontrollierbar. Missbräuchen wäre 'Tür und Tor' geöffnet. Bei genauerem Gesetzesstudium liessen sich vermutlich noch diverse andere Gründe gegen dieses Baugesuch finden.» Der Anwalt der Radgenossenschaft interpretierte letzteres Argument

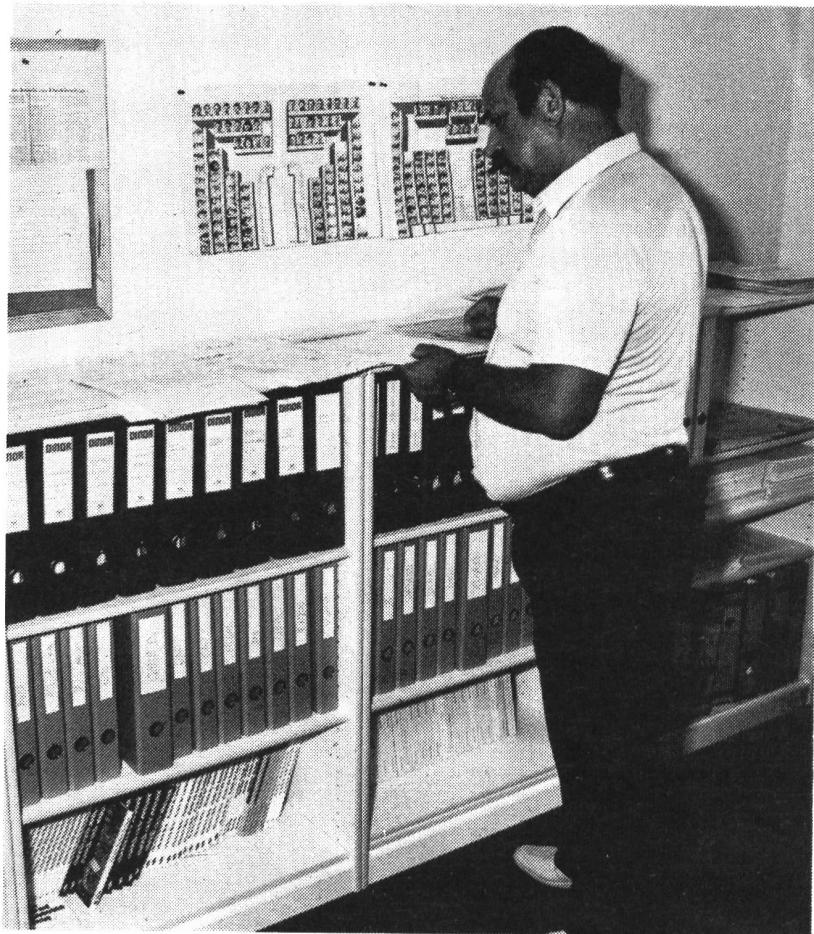
wohl treffend, als er antwortete: «Damit geben Sie selbst zu, dass es Ihnen einfach darum ging, beliebige Gründe anzuführen, nur um das Baugesuch des Gesuchstellers hintertreiben zu können.»

Ein Fahrender ruft an, der wissen will, was auf dem Standplatz am Monte Ceneri los ist, den die Radgenossenschaft von Privaten gemietet hat. Dort halten in letzter Zeit immer mehr Busse mit Hunderten von Touristen an, die kostenlos duschen und die Klos benützen.

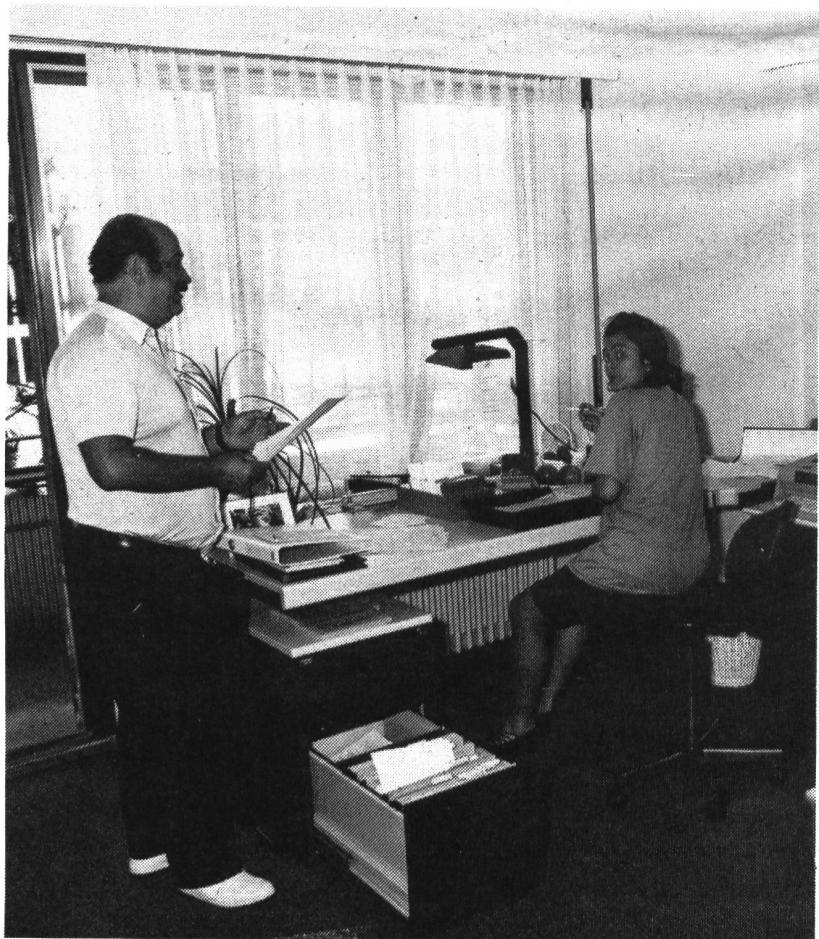
Der Vermittlung bedurfte auch das harzige Verhältnis der Schule gegenüber den Fahrenden. Fahrende versuchen, ihre Kinder den Sommer über, während der Zeit, da die Familie eben fährt, von der Schule dispensieren zu lassen. Wenn sie dann im Herbst ihre Wagen an einem Standplatz aufstellen, um dort mehrere Monate zu bleiben, kehren die Kinder zur Schule zurück. Viele Kinder aus jenischen Familien haben Schulschwierigkeiten. Jede Gemeinde entscheidet für sich, ob sie die Kinder zeitweilig vom Schulunterricht befreien will. Vom guten Willen der LehrerInnen hängt es dann ab, ob sie ihnen die Aufgaben nachschicken oder mitgeben. Für deren Lösung sind die Kinder während der Reisezeit auf die Hilfe ihrer Familien angewiesen. Diese haben häufig selbst zu wenig Schulbildung, um ihnen überhaupt beistehen zu können. Besonders schwierig ist deshalb jeweils die Wiedereingliederung im Herbst.

Nur gerade eine Familie B. lässt sich jeweils von der Radgenossenschaft die Urlaubsgesuche für die Sommerzeit schreiben. Die meisten Fahrenden erledigen dies selber, und auf ihre Art. Die Familie B. ist in mancher Hinsicht untypisch, obwohl sie einer traditionellen Sippe entstammt. Der Kinder wegen hat sie sich entschlossen, in ein eigenes Haus zu ziehen. Sie fährt nur gerade von Juni bis August, die Kinder müssen also nur für sechs zusätzliche Wochen von der Schulpflicht befreit werden. Und gerade deshalb wurde das Gesuch dieser Familie während Jahren mit der Begründung abgelehnt, «dass es schwer fällt, Sie als Besitzer eines Einfamilienhauses dem fahrenden Volk zuzurechnen».

Ob das Kind während des Winters immer in dieselbe Schule gehen kann, hängt nicht nur vom Willen seiner fahrenden Eltern, sondern ebenso sehr vom Vorhandensein von Standplätzen ab, die die Familien regelmäßig wieder beziehen können. Für die 5000 Fahrenden in der Schweiz gibt es aber nur eine beschränkte Anzahl von Standplätzen in Zürich, Bern, Versoix, Kloten, Winterthur, Luzern und Windisch – viel zu wenige.



Hr. Huber, Präsident der RG
beim durchschauen der Post



Frau Ferrara beim täglichen
Stress am Telefon Photos R. Gottier

Im Sekretariat der Radgenossenschaft liegt auch eine eben fertiggestellte Seminararbeit zum Thema Fahrende und Schule. Eine Studentin der Sonderpädagogik an der Universität Zürich, Annelies Corbach, hat LehrerInnen in jenen Bezirken interviewt, in deren Bereich Winterstandplätze liegen, d.h. wo jenische Kinder regelmässig zur Schule kommen. Die Interviews bestätigen die Annahme, von der die Arbeit ausgeht, dass das Schulsystem sehr problematisch für die Fahrenden ist, da es ganz auf die Einstellungen, auf Lebensweise und kulturelle Bedürfnisse von Sesshaften ausgerichtet ist. Zum einen inhaltlich von den Lehrzielen her, die selbstverständlich eine sesshafte Lebensweise voraussetzen, und zum andern durch den Lehrplan, der regelmässige und feste Anwesenheiten erfordert. (Die Grundannahme, dass die Schule wirklich auf «sesshafte» Bedürfnisse zugeschnitten ist, wird in dieser Arbeit nicht hinterfragt. Dem hohen Grad von «Mobilität», den die heutige Wirtschaft den Angestellten und ArbeiterInnen – durch Betriebsschliessungen und Veräusserungen, durch Produktionsverlagerungen etc. – abverlangt, trägt die Schule beispielsweise auch nicht Rechnung.)

Die Einstellung der Familien zur Schule bestimmt, gemäss Corbach, wesentlich die schulischen Möglichkeiten der Kinder. Familien und Sippen, die der Meinung sind, dass ihre Kinder heute auch als Fahrende mit einer guten Allgemeinbildung besser zureckkommen, könnten ihre Kinder besser unterstützen als jene, die fänden, das bisschen Lesen, Schreiben und Rechnen, das sie später in ihrem jenischen Leben benötigten, könnten sie sich alleweil auch mit einem eher sporadischen Schulbesuch aneignen.

Auch abgesehen von den Lernschwierigkeiten ist es für die jenischen Kinder offenbar in der Schule häufig nicht besonders lustig. So schreibt Corbach: «Die Schwierigkeiten mit dem Lehrstoff wirken sich nach Ansicht der Lehrerin auf die Atmosphäre in der Klasse aus. Die jenischen Kinder werden innerhalb der Klasse zu Aussenseitern. Sie kompensieren ihre Entmutigung und Isolation vielfach durch Desinteresse an der Schule und durch Stören des Unterrichts. Von Kontakten zwischen jenischen und sesshaften Kindern ausserhalb des Unterrichts weiß die Lehrerin nichts.»

Ein anderer Lehrer bringt zu Protokoll, er betrachte das jenische Mädchen in seiner 6. Klasse als pädagogische und soziale Belastung, unter der auch die Klasse leide: «Herr Z. berichtet z.B., dass seine Klasse sich gegen das jenische Mädchen wehrt, das leistungsmässig den Anforderungen der Klasse nicht

gewachsen ist und auch ganz andere Interessen hat als seine Klassenkollegen. Die Schüler finden, das Mädchen zerstört den Klassengeist, und fühlen sich auch schulisch zu kurz gekommen, wenn der Lehrer so viel Zeit für eine Schülerin aufwendet.» Ein befragter Lehrer einer Sonderklasse B. findet jenische Kinder besonders schwierig, weil sie ein «grosses Mass an Einfühlungsvermögen und Flexibilität fordern. In den zwei Jahren, in denen er jenische Schüler hatte, liess er Schulreisen und Museumsbesuche bleiben. Während der samstäglichen Abwesenheit der beiden wurde alles nachgeholt, was während der Woche veräumt worden war.»

Gemäss Corbachs Untersuchung wäre es den meisten der befragten LehrerInnen lieber, wenn die fahrenden Kinder in speziellen Jenischen-Schulen unterrichtet würden, etwa im Sinne der Zirkusschulen. Robert Huber, Präsident der Radgenossenschaft, lehnt diese Art von Ghettobil dung ab. Ihm schwiebt vielmehr ein «Schuldiensst auf Abruf» vor, eine Art Aufgabenhilfe, die dort einspringt, wo die Eltern den Kindern nicht mehr helfen können.

Das «Scharotl» hat 1987 einmal von einem Lehrer aus Winterthur berichtet, der die jenischen Kinder als Bereicherung seiner Klassen empfindet. Es hänge, meint Gottier mit einer gewissen Skepsis gegenüber der Seminararbeit, eben auch sehr stark von der Einstellung der LehrerInnen ab: wie gewillt sie seien, Kinder aus fahrenden Familien in die Klasse zu integrieren.

Wie die meisten praktischen Probleme, die sich aus dem Zusammentreffen von fahrender und sesshafter Lebensweise ergeben, wäre wohl auch der Schulkonflikt wenn schon nicht ideal, so doch pragmatisch lösbar. Dies setzt allerdings die Einsicht voraus, dass die Lebensweise der Fahrenden ebensoviel Berechtigung hat wie jene von uns Sesshaften. Dass die Jenischen ihrerseits gegenüber der Schule, wie gegenüber allen Behörden, misstrauisch sind, hat gute Gründe.

Ein Lehrer meldet sich bei der Radgenossenschaft. Er möchte gerne mit seiner Klasse einen Wohnwagen von innen besichtigen. Die Sekretärin verspricht zu schauen, was sich machen lässt.

Bund und Fahrende

Die Radgenossenschaft der Landstrasse wird vom Bund mit 130 000 Franken jährlich unterstützt – ein Betrag, mit dem gerade etwa die laufenden Kosten für das Sekretariat gedeckt werden können. 1983 hat der Bund in einem offiziellen Bericht («Fahrendes Volk in der Schweiz – Lage, Probleme, Empfehlungen», hrsg. vom EJP) festgehalten, dass die Fahrenden in der Schweiz eine bedrängte Minderheit sind, und Empfehlungen zur Erhaltung ihrer Lebensweise abgegeben.

Dass der Bund dazu Hand reicht, ist neu. Ein halbes Jahrhundert lang, bis 1973, hat er das Pro-Juventute-Werk «Kinder der Landstrasse» mitgetragen, das systematisch die Ausrottung jenischer Kultur betrieb (siehe WoZ 24/84, 19/85, 24/87, 33/87). Der jährliche Beitrag, den der Bund an die Radgenossenschaft leistet, hat damit nichts zu tun. Die Interessen der Opfer von «Kinder der Landstrasse» werden nicht von der Radgenossenschaft, sondern von der eigens dafür geschaffenen Stiftung «Naschet Jenische» sowie dem «Verein Kinder der Landstrasse» wahrgenommen.